

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 20 (1916)

**Buchbesprechung:** Neue Schweizer Lyrik

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 06.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Neue Schweizer Lyrik.

(Fortsetzung).

Nicht eben erfreulich ist eine andere Verspublikation: Ferdinand Buomberger hat unter dem Titel „Am Webstuhl“<sup>7)</sup> ein Büchlein Lyrik herausgegeben, das Gedichte der verschiedensten Art, ernster und heiterer Natur, solche mit persönlichem oder sozialem Einschlag enthält, ohne jedoch eine zwingende, äußere oder innere künstlerische Daseins- oder sagen wir wenigstens Drucknotwendigkeit zu erweisen. In den meisten Fällen gewinnt man von diesen sprachlich oft unglaublich nüchtern und ungeschickt geformten Weisen leider den Eindruck, daß sich zwar mit Worten trefflich reimen läßt, aber „Dichtungen“ im ästhetischen Sinne dabei nicht herauskommen; manche dieser Verse wirken geradezu verfehlt oder trivial, speziell die verunglückten Versuche, sich humoristisch oder satirisch geben zu wollen, in Stücken wie „Die Blutvilla“ oder „An meinen Hund!“ Auch „Automobilfahrt“ gehört nach Genre und Technik zu einer Kategorie von „Reimerei“, der man in einer ernsthaft zu nehmenden Gedichtsammlung heutzutage nicht mehr sollte begegnen müssen. Und diese Tatsache, die wir mit Absicht tadeln statt sie, was einfacher und vielleicht willkommener wäre, nur totzuschweigen, ist deshalb umso bedauerlicher, weil der Verfasser der vorliegenden Verse, freilich bisher nur in seltenen Fällen, dargetan, daß er auch Besseres und Bedeutenderes zu geben, sich glücklicher auszusprechen vermag; die beiden Gedichte „Melancholie“ und „Wettertanne“ sind ermutigende und versöhnende Kronzeugen dafür! Die Hauptschwäche dieser lyrischen Erstlingsgabe scheint mir

daher mehr in einem Mangel an Strenge und Selbstzucht sowohl bei der Formgebung wie bei der Auswahl der als druckreif bestimmten Gedichte zu liegen denn in einem rettungslosen Versagen der künstlerischen Begabung oder des poetischen Empfindens als solchen. Etwas mehr schöpferische Konzentration auf die wesentlich dichterischen Momente und vermehrte Sorgfalt in der rein technischen Behandlung und Verwendung der wortkünstlerischen Ausdrucksmittel dürften weiteren Versuchen lyrischer Betätigung entschieden zum Vorteil gereichen.

Caspar Willy Streiff, der sich schon vor einigen Jahren der literarischen Welt seiner Heimat mit einem Gedichtbuche vorgestellt hat, legt die Früchte einer zweiten dichterischen Ernte in dem Bande „Dramatische und neue lyrische Dichtung“<sup>8)</sup> vor. Was von der mit etwas stark aufgetragenen Effektlitern wirken-

<sup>8)</sup> Basel, im Selbstverlag, 1915.



<sup>7)</sup> Mit Buchschmuck, gezeichnet von Friedr. Walther. Zürich, Verlag Art. Institut Drell Füßli, 1915.

den, das Buch beschließenden dramatischen Dichtung „Die gallische Priesterin“ (Schauspiel in drei Akten) etwa noch Rühmliches zu sagen wäre, will ich lieber einem berufeneren, fachmännischen Interpreten überlassen und mich hier auf die Bewertung der liedhaften Schöpfungen beschränken. Dabei ist in erster Linie hervorzuheben, daß sich die Eigenart von Streiffs poetischer Schaffenskraft und Auffassung weit mehr und deutlicher in der mit „Eigene Welt“ überschriebenen Liedergruppe offenbart als in den unter verschiedenen Einflüssen nachgefühlten und nachgebildeten Gedichten der andern Abteilungen, den „Griechischen Elegien“ oder den „Gesängen an Böcklin und an Segantini“, von denen speziell die letztgenannten Zyklen dichterische Huldigungen an die zwei großen Meister der Farbenkunst darstellen, die allerdings die leuchtende Klarheit und den genialen Glanz ihrer gefeierten Motive und Vorbilder mit den Mitteln der Sprache nicht zu erreichen vermögen. So suchen wir uns denn den Kern der dichterischen Begabung Streiffs und sein freies schöpferisches Gestaltungsvermögen lieber durch Gedichte des vierten und persönlicheren Abschnittes zu vergegenwärtigen: Lieder wie das vielsagende, an innerem Schauen und Erleben reiche „Der Springbrunnen“ oder das tief und fein empfundene „Die Zeit“ geben uns davon, glaube ich, den besten und einleuchtendsten Begriff. Auch Dichtungen wie „Brügge“, die allerdings der ersten Gruppe angehörenden Verse „August“ und das kleine Stimmungsbild „Am Walensee“, das ich als Kostprobe dieser zum größten Teil freien und reimlosen Rhythmen den Lesern vorlegen möchte, zeigen einen bemerkenswerten Ernst künstlerischen Erfassens und ein heißes Ringen um den möglichst vollendeten Ausdruck des gewählten Themas; man höre beispielsweise das zuletzt erwähnte Seestück:

Sah einen Baum am Walensee,  
Der Herbstwind hat sein grün Gewand  
Schon längst verblasen in den See.  
So dunkel war die Bergeswand,  
Als wäre sie die stehende Nacht.  
Ich selber stand und lauschte bang  
Dem Ton, der mit geheimer Macht  
Den Abendwind durchdrang.

Bald schwoll es wie Tritonenruf,  
Bald wie ein leiser Saitenschlag,  
Als wär der kahle Baum die Harfe.

Einen völlig andern Klang als diese das „Land der Schönheit mit der Seele suchenden“ Dichtungen eines neuzeitlichen Kunstjägers verraten dann die mehr herben und kraftvoll beschwingten Weisen, die, von sozialen Leitmotiven ausgehend, der Versband Hans Hubers, „Amboßgeläute, Gedichte“<sup>9)</sup>, vereinigt. Auch in diesen Liedern, die einer gewissen Großzügigkeit in der Auffassung und Darstellung der menschlichen Lebenswerte nicht entbehren, offenbart sich das strebende Bemühen und Ringen einer künstlerisch begabten, reich veranlagten Natur. Da und dort macht sich freilich, besonders in formaler und sprachtechnischer Hinsicht, noch eine fast gewollt wirkende trotzig-eigenwilligkeit im Bestreben nach einer möglichst persönlich geprägten Stilart geltend, und nicht durchgehends ist schon, wie es in einzelnen dieser Weisen immerhin angebahnt und mit zureichenden Mitteln versucht worden ist, jene höchste Abklärung, innerliche Vertiefung und bildhafte Leuchtkraft erreicht, die wir in ihrer schlichten Einfachheit und überwältigenden stillen Größe als das entscheidende Hauptmerkmal aller echten Lyrik zu betrachten und zu fordern gewöhnt sind. Aber es ist eines jener erfreulichen ersten Bekenntnisbücher, die auf die spätere reichere Entwicklung und die glückliche Erfüllung der zwischen den Blättern ruhenden Keime und Wünsche hindeuten; einige poetische Vorläufer künftiger Vollkommenheit, Stücke wie beispielsweise das einführende „Geheimnis“ mit dem glühenden Zeugnis vom Vollgehalte jeder tüchtig geleisteten, körperlichen oder geistigen Arbeit:

An singender Schmiede hab ich's erlauscht:  
Durch wehendes Feuer und Funkenfang,  
Durch Amboßgeläute und Hammerklang  
Die tiefe Symbolik des Lebens rauscht!

oder der Schlufspassus des Gedichtes „Das Erwachen“ mit der feinen dichterischen Wendung von den Flügeln des Traumfalters berechtigten durchaus zu dieser angenehmen Hoffnung.

<sup>9)</sup> Mit dem Bildnis des Verfassers ausgestattet. Zürich, Verlag der Buchhandlung des Schweizerischen Gräflervereins, 1915.



Martha Stettler, (Bern) Paris.

Lesendes Mädchen.  
Moderne Galerie, Rom.



Bertha Hallauer läßt ihren Gedichtband „Späte Rosen“<sup>10)</sup>, 1911 zum ersten Mal herausgegeben, in verhältnismäßig kurzer Frist in einer zweiten, bereicherten Ausgabe erscheinen. Die Sängerin des anmutigen Klettgaus besingt in natürlich schlichten Weisen die landschaftlichen Reize ihrer „Heimat“, ihr „kurzes Glück“, die „Erinnerung“ und das „Entsagen“, um in den drei letzten Teilen des Buches „Was das Jahr bringt“, „Bunte Garbe“ und „Kriegszeit“ diejenigen Lieder zusammenzufassen, deren Motive mehr allgemeiner als persönlicher Natur sind. Die Dichterin gestaltet die nicht allzu umfangreiche, aber doch öfter leidenschaftlich bewegte Welt ihrer Gedanken und Empfindungen in wohlthuend einfachen Formen, die etwa an den öfter auch bei Angelika v. Hörmann oder Frida Schanz erklingenden Volksliedton gemahnen mögen; daneben zeichnet sie ein inbrünstiger Ernst in der Art der bekanntesten trefflichen Dichtungen der verstorbenen Bernerin Marie Döbeli und eine sinnig verhaltene, schmerzvolle, aber niemals weichliche Wehmut aus, der wir, in ähnlichen Tonarten angeschlagen, etwa in den resignierten Klagegefängen der einst vielgefeierten Zeitgenossin Anna Ritter

<sup>10)</sup> Zweite vermehrte Auflage. Zürich, Verlag Art. Institut Drell Füßli, 1916.

begegnen. Keine durchdringende, impulsiv schaffende, übermächtige Originalität, aber ein bodenständig gesundes Empfinden und ein gemütvoller feiner Sinn für das Poetische spricht aus manchen ihrer bestgelungenen Lieder, wie etwa „Juli“, „Einsames Wandern“, „Sehnsucht“ II (S. 62), „Und dennoch träumt mir oft . . .“, „Oft nimmt nachts die Wanderstube . . .“, „Alles geht vorüber . . .“, zu uns. Hier und da stoßen wir allerdings auch — ein Beweis, daß die Beschränkung des Gebotenen ohne Schaden noch etwas strenger gehandhabt werden dürfte — auf einen ziemlichen Bestand von althergebrachtem poetischen Gemeingut und sogar auf einzelne geschmacklose Wendungen und Ausdrücke. Freilich ist man vielleicht durch die überaus rege lyrische Produktionslust der letzten Jahre mit seinen Ansprüchen an den dichterischen Gehalt und Sprachgebrauch wohl auch etwas strenger geworden, selbst auf dem Gebiete der Frauenliedkunst, wo man noch bis zum heutigen Tage aus üblicher „Ritterlichkeit“, leider meist nur zum Schaden der Sache und ihres guten Rufes, keinen allzu rigorosen Maßstab anzuwenden pflegt. Doch sollen diese wenigen, notwendigen Aussetzungen dem Wert des Liederbüchleins im großen und ganzen keinen Abbruch tun.

(Fortsetzung folgt).

## La Paz, die Hauptstadt Boliviens\*).

Mit sechs Abbildungen nach fotogr. Aufnahmen von Max. E. Vargas, Arequipa.

Im Herzen Südamerikas liegt die Republik Bolivien. Mit einem aus Stolz und Bitterkeit gemischten Gefühl nennt sie sich die südamerikanische Schweiz; denn im Guten wie im Schlimmen haben beide Staaten manches Gemeinsame. Auch Bolivien ist ein ausgesprochenes Bergland: die Anden türmen sich im Norden zu Gipfeln von über sechstausend Metern auf; schimmernde Eis- und Schneezacken zieren die Westkette desselben Gebirges, und steil fällt die Ostkette gegen die unermessliche Tiefebene, während nicht minder gewaltige Bergmassen den imposanten Abschluß gegen Süden bilden: das Ganze eine richtige, ungeheure Felsenburg! Aber beengend fühlt auch Bolivien

seine Lage im Binnenland und die Absperrung vom freien Weltverkehr. Wohl ist der hemmende Wall im Westen von drei Schienensträngen durchbrochen und die Verbindung mit dem Stillen Ozean hergestellt, aber ihre Ausgangspunkte liegen in fremder Hand: Mollendo gehört Peru, Arica und Antofagasta beherrscht Chile. Diese Bahnlinien kommen in erster Linie der jetzigen Hauptstadt La Paz zugute, die im Westen Boliviens, nahe am Titicacasee und an der Grenze gegen Peru liegt. Ihre Höhe beträgt (nach Dr. Sauthal) 3780 Meter ü. M., und die Ein-

\*). Vgl. desselben Verfassers Schilderung „Der Titicacasee und seine Umgebung“ im letzten Jahrgang unserer „Schweiz“ S. 433/43 (mit einer Kunstbeilage und neun Textbildern).  
M. E. M.